

Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München und Freising:

Predigt beim Pontifikalamt aus Anlass der Feier zum 70. Geburtstag von Reinhard Kardinal Marx¹

Münchner Liebfrauentom, 23.09.2023

Biblische Lesungen des Gottesdienstes:

Jes 55,6-9

Phil 1,20ad-24.27a

Mt 20,1-16a

Liebe Schwestern und Brüder,

als ich am 21. September des Jahres 1953 geboren wurde, war das – eine Banalität, das zu sagen – eine andere Welt. Eine ganz andere Welt, in der wir aufwuchsen. Eine Welt, die noch stark geprägt war von den Kriegserfahrungen. Wir sind vielleicht die letzte Generation, die so eng mit dem Krieg verbunden ist durch die Eltern – so wie durch meinen Vater, der 12 Jahre dem Vaterland gedient hat, einschließlich der vierjährigen russischen Gefangenschaft. Das war prägend. Und die Kirche? Auch eine andere Welt! Triumphal, mächtig, in Geseke, in der katholischen Stadt, selbstverständlich.

Was ist daraus geworden? 70 Jahre, ein Auf und Ab, Aufbrüche, Abbrüche, man schaut persönlich zurück, und viele von Ihnen tun das ja auch; hier sind ja manche, die gleichaltrig sind, manche sind älter sogar, sie können noch weiter zurückschauen. Was ist der rote Faden? Gibt es das überhaupt in einem Leben: Kann man einen roten Faden entdecken? Man sehnt sich danach: Kann das irgendwie zusammengefasst werden? Was ist ein Leben?

Ein roter Faden ist für mich: Gott suchen. In all diesen Turbulenzen, in den persönlichen Krisen, im persönlichen Zweifeln, in den Herausforderungen der Gesellschaft, der Kirche – der rote Faden ist: Gott suchen. Das ist die Berufung des Christen! Nicht, Gott zu behaupten und ihn in den Griff zu nehmen, sondern: zu suchen.

Die Faszination dieses Wortes mit den vier Buchstaben hat mich nie losgelassen. Und die Gefahr ist, dass die Kirche - oder auch alle anderen Religionen - sich dieses Wortes bemächtigen, es erklären

¹ Für die Drucklegung wurde die frei gehaltene Predigt sprachlich geringfügig bearbeitet.

wollen, von ihm her die Welt bestimmen wollen: all das ist eine Versuchung. Natürlich bleiben wir nicht im Ungefähr, aber es bleibt doch das absolute Geheimnis, wie wir gehört haben in der ersten Lesung: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege.“ (Jes 55,8) Das steht da, das können wir nicht wegdrücken und ihn wieder so interpretieren, als seien seine Wege unsere Wege. Es bleibt eine Differenz.

Mich hat beeindruckt, dass der Historiker Heinrich August Winkler die vierbändige „Geschichte des Westens“ beginnt mit dem Satz: „Am Anfang war ein Glaube: der Glaube an *einen* Gott.“ Die Geschichte des Westens - wohlgemerkt - beginnt in Ägypten mit Echnaton und dem Ein-Gott-Glauben, dann dem Exodus, dem Monotheismus als der Revolution des Glaubens, als Grundlage all dessen, was wir mit diesem - etwas offenen Begriff - „den Westen“ nennen.

Denn die Grundlage ist ja, dass Gott kein Teil der Welt ist, kein Dämon, den wir kaufen und beherrschen können, sondern dass Gott der Schöpfer aller Menschen ist. Und damit ist ein Grundsatz in die Welt hineingekommen, der revolutionär ist und bleibt: dass alle Menschen Brüder und Schwestern sind, weil sie einen Vater haben. Niemand hat seinen Privatgott, seinen Reichsgott, seinen Stadtgott oder seine privaten Götter. Sondern: die Differenz ist die zwischen Schöpfer und Geschöpf. Das erst setzt den Menschen frei, aber führt die Menschen auch zusammen.

Das ist ja nicht einfach Wissenschaft, sondern das ist ein Glaube, dass wir sagen: Ja, alle Menschen sind gleich an Würde. Und wir vereinbaren uns, dass es gut wäre, wenn alle das so sähen. Aber es ist letztlich ein Glaube, dass wir das annehmen, dass wir das akzeptieren.

Und deswegen ist natürlich die Frage schon: Was wird aus einer Demokratie ohne Religion? Ohne diese Erinnerung? Wird es so weitergehen, was wird an die Stelle treten? Wir wissen es nicht. Aber umgekehrt könnten wir auch sagen: Was wird aus einem Christentum, das die Geschichte des Abendlandes mit all dem Auf und Ab nicht auch aufgenommen hat? Das Christentum ist nicht zwangsläufig verbunden mit einer Kultur, das ist klar. Aber hier ist es das. Können wir uns das Christentum vorstellen ohne die große Theologie, ohne die Kirchenväter, ohne die Philosophie, ohne die Aufklärung, ohne die Auseinandersetzungen, die diese Geschichte geprägt haben? Die Kirche hat noch einiges vor sich, das auch wirklich aufzunehmen und mitzunehmen, ohne sich einfach anzugleichen.

Liebe Schwestern und Brüder, mir ist das sehr wichtig, dass wir uns in dieser Krisenzeit und in dieser Umbruchszeit - die auch die spüren, die „religiös unmusikalisch“ sind, wie man so schön sagt -, fragen: Was wäre denn, wenn das verschwindet, die Erinnerung an diese große biblische Botschaft: an Gott, an den Schöpfer der Welt, den Anderen, den ganz Anderen?

Der große Theologe Karl Rahner hat in seiner letzten Vorlesung darüber gesprochen, was das Katholische ist, das die Theologie im Bewusstsein halten muss. Und er sagte, sinngemäß: Ein wichtiger Punkt ist – und das vergessen die Theologen oft –, dass jede Rede von Gott, jede Behauptung über Gott, jedes Wort über Gott analog ist. Das heißt übersetzt: Das, was wir in einem Satz formulieren über Gott, ist unähnlicher zu ihm als ähnlich. Unähnlicher als ähnlich. Daraus muss Demut werden. Und eine Behauptungstheologie, die kurzatmig daherredet und sagen will, was Gott will, denkt, macht..., muss vorsichtig werden! Vorsicht! Gott suchen und finden – aber vor allen Dingen: suchen!

Dieses Suchen ist nicht im Ungefähren. Es hält sich an den Mann aus Nazareth, es hält sich an seine Beispiele. Und eines vom Himmelreich haben wir ja heute gehört: Da wird keine Politik gemacht, da steht am Anfang: „Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsbesitzer“ (Mt 20,1). Und das ist auch etwas Typisches, was aus dieser christlichen Tradition kommt, die die Welt verändert hat und weiter verändern muss: dass das Himmelreich nicht auf Erden geschaffen wird, dass es diese Differenz gibt zwischen Politik und Religion, dass der Staat nicht eine Herrschaft ist von Priestern, und die Priester nicht einfach die Gesetze bestimmen. Dass da eine Trennung ist – aber eine Beziehung.

Und deswegen spricht Jesus nicht von Politik. Er spricht von den Herausforderungen, wenn Gott, dieses absolute Geheimnis, aufleuchtet. Das Himmelreich wird nicht auf Erden geschaffen, aber das Himmelreich - in den anderen Evangelien heißt es das Reich Gottes – blitzt auf mitten unter uns. Er erzählt viele Beispiele, er macht keine große Theologie, er macht kein Kirchenrecht ..., er erzählt Beispiele, was passiert, wenn der Himmel sich öffnet in diese Wirklichkeit hinein. Dann kommen Menschen zusammen, dann werden Sünden vergeben, dann werden Kranke geheilt, dann werden Hungrige satt gemacht, da wird ein Fest gefeiert, da ist Hochzeit. Und da gelten nicht die Regeln der Welt, dass man etwa sagt, ich habe doch zehn Stunden gearbeitet, jetzt aber hier, bitte gib mir – sondern: es gilt anderes.

Und diese Alterität, wie die Kunsttheoretiker sagen würden, dieses Andere bringt ja auch die Religion in die Nähe der Kunst und der Kunstschaffenden: damit da eine Unterbrechung ist, so dass wir merken, dass es andere Möglichkeiten gibt. Wir müssen unser Leben gestalten nach Vernunft und Ratio und allem, so wie wir das eben können als Menschen. Aber das ist nicht alles. Wenn das alles wäre, lebten wir in einer geschlossenen Welt, ohne Hoffnung. Aber wir sind nüchtern, sachlich, wissen, was zu tun ist: Wenn die Welt ein bisschen besser wird, wenn wir sie verlassen haben, wollen wir zufrieden sein. Schritt für Schritt die Welt verbessern, aber nicht das Himmelreich auf Erden.

Aber inmitten der Welt das Reich Gottes sehen, die Möglichkeiten Gottes, die Möglichkeiten, einen Frieden zu ersehnen, einen Tisch zu bereiten, die Möglichkeiten Menschen zusammenzuführen, die vorher verfeindet waren, ein gemeinsames Fest der Eucharistie zu feiern: Das alles ragt mitten in unsere irdische Wirklichkeit hinein als Zeichen der Hoffnung.

Auf dieses Zeichen wollen wir nicht verzichten. Und dafür steht das Volk Gottes durch alle Irrungen und Wirrungen hindurch, dafür stehen die Menschen, die sich auf diesen Mann von Nazareth berufen und sich versammeln und die rufen: Kommt her an den Tisch! Es gibt noch etwas anderes! Es gibt eine Hoffnung, die können wir uns nicht kaufen!

Nicht umsonst ist das Zeichen, die Zeichenhandlung Jesu, die bei vielen am stärksten in Erinnerung ist, die Tempelreinigung. In allen vier Evangelien wird das berichtet, im Johannes-Evangelium gleich am Anfang, als Ouvertüre des ganzen Evangeliums, und bei den Synoptikern am Ende als Beginn der Passion. Nicht, weil das besonders dramatisch ist oder weil das ein antikapitalistisches Symbol ist oder was auch immer, sondern hier unterstreicht Jesus: Mit Gott gibt es keine Geschäftsbeziehung! Ihn kann man nicht kaufen, er ist da, souverän, geheimnisvoll, aber voller Liebe. Auf ihn hat niemand einen Anspruch, aber er geht auf alle zu.

Liebe Schwestern und Brüder, das ist etwas, was die Welt braucht. Und da sind wir immer wieder herausgefordert als Priester, Bischöfe, Getaufte, Gefirmte: auf den Weg zu gehen, mitten in dieser Welt diese Zeichen zu setzen, die Sakramente zu feiern des Lebens, der Liebe, der Versöhnung, des Friedens, und so Menschen Hoffnung zu geben. Das heißt heute: Gott suchen. Gott suchen und finden.

Für mich kann das nur geschehen, auch in unserem Land, in der Gemeinschaft der Ökumene. Danke, dass die Vertreter der Ökumene bei uns sind. Wir sind in der Hoffnung verbunden, dass wir gemeinsam Christus und das Reich Gottes in unserer Mitte bezeugen. Und ich brauche die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die vielen Brüder und Schwestern, die sich engagieren, wie in den Pfarrgemeinderäten, und die Priester, die Seelsorgerinnen und Seelsorger. Deswegen ist es in der Konzelebration heute einmal vielleicht etwas ungewöhnlich so, dass zwei Dekane da sind, einer aus dem Süden, einer aus dem Norden, etwas unterschiedlich im Alter, und ein Ordenspriester und der Generalvikar – nicht als Generalvikar, sondern weil er mein Sekretär war. Das ist immer eine wichtige Begleitung für den Bischof und dafür danke ich; er war fünf Jahre bei mir, die längste Zeit, die ein Kaplan jemals bei mir ausgehalten hat... Ein herzliches Vergelt's Gott. –

Das heißt: Das Suchen und Finden ist ein gemeinsames Suchen und Finden. Wir erinnern uns daran, dass es die Aufgabe des Bischofs, des Priesters sein kann, zu sagen: Hier gibt es etwas zu finden, lasst

uns gemeinsam suchen! Aber auch umgekehrt: Das Volk Gottes macht Priester und Bischöfe darauf aufmerksam: Hast du das schon gesehen, hast du das schon entdeckt?

Geben wir nicht auf, hungrig und sehnsüchtig zu sein nach dem absoluten Geheimnis, das wir Gott nennen. Suchen und Finden bis die Stunde kommt, wo alles an ein Ende kommt, aber nicht an ein endgültiges, sondern wo wir in seine Arme fallen und dann unsere Fragen beantwortet werden. Amen.